



JOHN

LUFT

DER LETZTE TANZ

Weltbild

Einer der aufregendsten Psychothriller seit Jahren!

»Spannungsautor John Lutz erzählt eine zeitgenössische Horrorgeschichte, die einem den Atem verschlägt.« Publishers Weekly

Mary Arlingtons große Leidenschaft ist das Tanzen. Die hübsche junge Frau nimmt ständig an Tanzkursen teil, um gerüstet zu sein für die großen Turniere. Presseberichte über einen Serienkiller, der seine Opfer in Ballsälen sucht, schrecken sie nicht. Mary identifiziert sich jedoch immer mehr mit den Ermordeten, allesamt junge Tänzerinnen, die ihr auf verblüffende Weise ähnlich sehen. Sie tanzt in eine tödliche Falle ...

John Lutz

Der letzte Tanz

Krimi

Aus dem Englischen von Ingeborg Salm-Beckgerd

Weltbild

Der Autor

John Lutz, geboren 1939 in Dallas/Texas, übte neben vielen anderen Berufen auch den als Polizist aus. Seit 1975 arbeitet er als selbstständiger Autor. Seine Romane mit der Hauptfigur Alo Nudger zählen zu den besten im Krimi-Genre der letzten Jahre. John Lutz wurde mit dem Edgar-Allan-Poe-Award, der höchsten Auszeichnung für Kriminalromane in den USA, geehrt.

Die englische Originalausgabe erschien 1992 unter dem Titel Dancing With The Dead.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 1992 by John Lutz

Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Published by Arrangement with John Lutz

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Übersetzung: Ingeborg Salm-Beckgerd

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-200-1

Suzanne und David Nyemchek gewidmet – und dem hohen Niveau der Welt des
Gesellschaftstanzes, auf und weit über dem Parkett

In einem gewissen Sinn lenkt und formt das Opfer den Verbrecher ... Um den einen zu erkennen, müssen wir uns zunächst mit dem dazugehörigen Partner vertraut machen.

Hans von Hentig: Der Verbrecher und sein Opfer

Es war ein wilder Tanz. Der Mann hatte seinen Körper gegen den ihren gepreßt und sie mit dem Rücken an die Absperrkette gedrängt. Hinter ihr floß der Mississippi wie eine schwarze Schlagader im Mondlicht dahin. Entsetzt strömte durch ihren Körper, beraubte ihn seiner Kraft, verwirrte und lähmte ihr Gehirn. Sie hörte den Mann leise ihren Namen singen: »Danielle, Danielle, Danielle ...« Mit einer atemlosen Ehrerbietung, als sei das, was er tat, Teil eines religiösen Rituals. Nie hätte sie gedacht, daß er dazu fähig wäre. Nie!

Sie sah das Glitzern des Mondlichts auf dem Messer und rang nach Worten. Der Körper des Mannes rückte von ihr ab, und die Klinge blitzte seitwärts, wobei der kalte Stahl eine Spur auf ihrem weißen Hals hinterließ. Seltsam – Danielle saß plötzlich auf dem Boden und lehnte den Rücken gegen die nachgebende Absperrkette. Etwas Warmes tropfte auf ihren Schoß. Der Mann über ihr lächelte. Er hielt das Messer noch fest, und sie begriff, daß ihre Kehle durchschnitten und daß er kurz vor der Tat von ihrem Körper zurückgewichen war, um seine Kleidung nicht mit Blut zu beflecken. Sie versuchte ihn anzuflehen, konnte aber nicht atmen. Ihr Mund öffnete sich, und sie spürte die ergebnislose Anstrengung ihrer Lungen, Luft einzusaugen. Ihre Hände flatterten zu ihrem Hals; sie berührte den entsetzlichen waagrechten Spalt, und ihr Herz explodierte vor Grauen. Doch ein kleiner Teil ihres Gehirns blieb erstaunlich ruhig und objektiv. Musik drang aus dem Gebäude nach draußen, während Danielles Absätze wild auf das Pflaster hämmerten – nicht im Takt der Musik, stellte sie sinnlos fest und fühlte, wie sie zu schweben und schwächer zu werden begann.

Es war ihr bewußt, daß der Mann sie weiter den Weg hinunterstieß und dann ihren Körper auf die Seite rollte, so daß ihr Blut über die Schräge des Abhangs zum Fluß hin floß – vom Täter weg. Er war sehr geschickt, als habe er das schon oft gemacht und viel Übung darin.

Ohne etwas zu spüren, preßte sie die Wange gegen den harten Boden und beobachtete den dunklen, sich weit vor ihr ausbreitenden Strom mit trauriger Gleichgültigkeit. Dann ließ sie sich von seinem langsamen Lauf in die noch größere Dunkelheit ziehen.

Sie hörte einen Schrei – und sie fiel.

Zwei ... drei ... wach!

Mary streckte eine zitternde Hand aus und tastete nach dem Wecker. Sein rhythmisches Klingeln zerschnitt ihr Gehirn wie scharfkantiges Glas. Schließlich fand sie die Uhr, befühlte ihr kühles Plastikgehäuse und schaffte es, sie zum Schweigen zu bringen.

Beim Tasten nach dem Wecker tat Mary die Seite weh, dort, wo Jake sie letzte Nacht geschlagen hatte. Der Schmerz durchzuckte sie wie ein Stromschlag, und sie überlegte, ob Jake ihr wohl eine Rippe gebrochen hatte. Vor einem Jahr war das schon einmal passiert, und sie war überzeugt, daß die Ärzte in der Notaufnahme des Incarnate Word ihre Story nicht geglaubt hatten, sie sei auf dem Eis ausgerutscht und hingefallen. Diese Darstellung war aber auch nicht besonders fantasievoll gewesen.

Nun, es ging die Ärzte sowieso nichts an. Es war ihre, Marys, Angelegenheit – und die von Jake; so persönlich wie ihre Träume.

Mary Arlington hatte wieder geträumt, daß sie fliegen könne. Sie schwang sich empor zur wunderschön gewölbten Decke eines grenzenlosen Raumes und berührte beinahe das reine, bogenförmige Weiß, eins ... zwei ... drei, im Walzertakt, zwei ... drei. Jemand hielt sie schwebend in den Armen. Es war nicht klar, wer. Tief unten reckten sich Gesichter nach oben, blasse Ovale mit dunklen, starrenden Augen und offenen Mündern, die beobachteten, wie sie elegante Tanzfiguren vollführte, deren Spuren sich im Unendlichen verlieren mochten.

Doch der Morgen war angebrochen. Sie rappelte sich hoch, lehnte sich, auf die Ellbogen gestützt, im Bett zurück, drehte den Körper langsam und ließ die Beine ins Leere fallen. Dann mühte sie sich ab, bis sie zusammengekrümmt auf der Bettkante saß. Noch mehr Schmerz. Sie hörte sich selbst stöhnen, aber die Rippe schien nicht gebrochen. Hey, der Tag fing ganz gut an.

Mary schob die Hände langsam und sachte unter ihr Nachthemd und ließ die Fingerspitzen über weiche Haut gleiten, um die Quellen des Schmerzes zu erforschen.

Vergangene Nacht hatten sie und Jake wegen seines letzten unerklärten Fernbleibens gestritten. Diesmal war er drei Tage und zwei Nächte lang nicht heimgekommen. Er hatte ihr erzählt, er habe die Zeit in dem großen viktorianischen Haus verbracht, das drei seiner Kumpane in einem Außenbezirk von Webster Groves gepachtet hatten; sie wußte, daß er zeitweise dorthin ging und für einen der oberen Schlafräume Miete bezahlte. Wofür er keine Erklärung fand, war der Kontrollabschnitt eines Langzeit-Parkscheins am Flughafen, den sie in seiner Tasche gefunden hatte. Vielleicht hatte Jake diesmal St. Louis verlassen und war nicht nur die wenigen Meilen nach Webster Groves gefahren?

Schließlich hatte er sich in höchste Wut hineingesteigert und Mary zuerst mit der flachen Hand, dann mit den Fäusten geschlagen.

Am frühen Morgen hatte er sie aufs Ohr geküßt und geflüstert, es täte ihm leid, er liebe

sie, die Pferde seien ihm durchgegangen. Er versprach, es wiedergutzumachen, ganz bestimmt.

»Komm nicht wieder«, hatte sie mit schlaftrunkener Stimme gesagt. »Diesmal nicht!«

»Schon gut«, erwiderte er und küßte sie erneut. »Wie du willst, Mary. Eigentlich versuche ich sonst immer, dich glücklich zu machen!«

Von einem einzigen Wunsch beseelt, er möge gehen, hatte sie nichts geantwortet. Schließlich hörte und spürte sie, wie er aus dem Bett rollte. Die Spiralfedern ächzten, als teilten sie Marys Schmerzen.

Sie hatte wach gelegen und dem Rauschen der Dusche gelauscht, dann Jakes Herumtrampeln in ihrer Wohnung, während er sich anzog. Diesen Morgen wollte er sich zum Fischen mit einigen Arbeitskollegen treffen, wie er gesagt hatte. Jake und seine Kumpel – manchmal kamen sie ihr vor wie Leute, die nichts taten als Bier zu trinken.

Als die Tür hinter ihm zugefallen war, hatte sie wieder einzuschlafen versucht.

Das war vor zwei Stunden gewesen, und hier saß sie nun mit einem dumpfen Kopf und schmerzenden Körper.

Jake würde von Schuldgefühlen geplagt werden, jede Bewegung von ihm würde Reue ausdrücken. Tagelang würde er sich wegen seiner Tat hassen – ein Objekt vernichtenden Selbstmitleids und, in Marys Augen, ein Mann, den die Qual niederdrückte und der sich in ebenso starken Schmerzen wand wie sie, wenn es auch keine körperlichen waren.

Daß andere Leute sie nicht verstehen konnten, wußte Mary, und sie fragte sich selbst, warum sie mit Jake zusammenblieb. Doch die Gewalttätigkeit war eben nur allmählich gewachsen, hatte sich an ihre Liebe herangeschlichen, sie umhüllt – aber trotzdem irgendwie unbeschädigt gelassen; so, wie der weiche Kern einer Walnuß, der in ihrer beengenden, aber schützenden Schale sicher ist.

Das war das Problem – Mary liebte Jake.

Und sie hatte sonst niemand.

Doch sie wußte, daß sie stark sein mußte. Diesmal war es ihr ernst damit: er durfte nicht zurückkommen. Sie würde es nicht zulassen.

Sie atmete tief ein, ohne Schmerz, und erhob sich. Einen Moment lang stützte sie sich mit der Hand auf das Kopfbrett des Bettes, bis ihr Schwindelgefühl sich legte. In einer halben Stunde mußte sie zur Arbeit gehen, und gleich nach dem Abendessen hatte sie eine Tanzstunde.

Inbrünstig hoffte sie, sich ordentlich bewegen zu können. Heute war Tango an der Reihe.

In der Gemeinde kannten sie Jonas Morrisy: die ehrlichen Kaufleute, die betrügerischen Künstler, die Huren, die Homosexuellen, die nicht Salonfähigen, die Cajun-Musiker und die Gauner; sie kannten ihn und spielten ihm gegenüber mit offenen Karten, weil er es, umgekehrt, auch tat. Wenn er sagte, er würde ihnen den Schädel einschlagen, falls sie sich nicht kooperativ zeigten, dann meinte er es auch so – immer. Er war dort zwölf Jahre lang Streifenbeamter gewesen, ehe er zum Sergeant befördert worden war, danach hatte er weitere fünf Jahre in einem Zweimann-Streifenwagen gesessen, ehe er den Rang eines Detectives erreichte. Nun, mit fünfzig Jahren, war er Kommissar im Morddezernat von New Orleans. Der Polizist, den jeder vor zwanzig Jahren gekannt hatte, war sich gleich geblieben: zäh, schlau und hartnäckig – und immer noch ehrlich.

Momentan saß er hinter seinem breiten, mit Papieren überhäuftem Schreibtisch in seinem Büro im Morddezernat: ein salopp gekleideter, etwas schwammiger Mann, der an einer Meerschampfeife sog, die er nie anzündete. Seine grauen Augen waren so glänzend und kühl abschätzend wie zu der Zeit, als er noch ein Neuling gewesen war, obwohl sich inzwischen in ihren Winkeln Krähenfüße gebildet hatten. Sein Haar war fast völlig grau, doch immer noch dicht und widerspenstig, und die Unterlippe wie früher eigenwillig vorgewölbt. Die strenge, schwarz eingefasste Brille, die auf einer verknautschten Nase saß, vermittelte den Eindruck eines entschlossenen und gewalttätigen Mannes. Dicke und vernarbte Fingerknöchel verstärkten diesen Eindruck noch.

In seinen großen Händen hielt Morrisy eine Kopie des medizinischen Berichts über den Mord an dieser Verlane. Waxman, der ihm die Papiere gerade überreicht hatte, stand vor seinem Tisch, schick gekleidet wie gewöhnlich, mit einem Krawattenknoten so groß wie eine Erbse und zugeknöpftem Sakko trotz der feuchten Hitze, die vom Flußdelta herüberzog und mit der die Klimaanlage an diesem Tag nicht fertig wurde.

»Das ist doch etwas, eh?« meine Waxman. Er war ein magerer, hübscher Mensch mit glattgekämmtem rotem Haar und der idealen Figur für die teuren Anzüge, die er trug. Manchmal fragte sich Morrisy, woher er das Geld hatte, sich so gut zu kleiden, doch er brachte das nie zur Sprache.

Morrisy brummte und las weiter. Es war tatsächlich »etwas«. Am Tatort hatte sich soviel Blut befunden, daß Morrisy das Ausmaß oder die Art der Verletzungen nicht hatte erkennen können, abgesehen von dem entsetzlichen Schnitt quer über die Kehle des Opfers.

»Unheimlich, oder?« fragte Waxman und wartete noch immer auf eine Reaktion.

Morrisy legte den Schnellhefter auf den Schreibtisch und blickte zum Fenster hinaus auf das Gebäude jenseits der Straße. Voluminöse graue Wolken türmten sich auf – Regenwolken. Zu dieser Jahreszeit würde Regen kein bißchen helfen, die Hitze zu vertreiben, sondern der Mixtur des Mißbehagens nur noch Wasserdampf hinzufügen. »Das Schlimmste werden wir dem Ehemann oder den Medien nicht erzählen.«

»Ich vermute, daß der liebe Gatte schon Bescheid weiß«, sagte Waxman. »Bei dem Burschen habe ich ein komisches Gefühl.«

»Vielleicht haben Sie recht. Nun, auf jeden Fall teilen wir ihm die Einzelheiten nicht mit und lassen auch die Medien darüber im unklaren, vor allem diese TV-Knülche. Auf diese Weise sind wir im Vorteil, wenn wir einen Verdächtigen präsentieren.«

Waxmans Blick unter den schweren Augenlidern glitt von dem Schnellhefter auf dem Schreibtisch zu Morrisy zurück. »Ich bin schon lange bei der Mordkommission, aber so was habe ich noch nie gesehen.«

»Deshalb eignet es sich auch so gut für eine verdeckte Karte.« Bei den Ermittlungen in einem Mordfall war es üblich, ein paar entscheidende oder kennzeichnende Beweisstücke zurückzuhalten, von denen nur die Polizei und der Täter wissen konnten. Das machte es leichter, genaue Aussagen zu erlangen, und half dabei, den Schuldigen zu überführen.

»Die Medien wären begeistert«, sagte Waxman.

Morrisy nickte. »Und ob!«

»Sie mögen schon die Tatsache, daß die Frau ausging und Männer anmachte, die sie kaum kannte – so, wie sie angezogen war –, und daß sie das Schicksal vielleicht herausforderte, nicht wahr?«

»Es ist ganz klar, daß sie das mögen«, entgegnete Morrisy. Sie lebten hier im tiefen Süden, und ein scharfes Weibsstück wie Danielle Verlane, das trotz ehelicher Bindung draußen herumhurte und dann ihre Ausschweifungen mit dem Leben bezahlte, ergab einen besonders pikanten Zeitungsartikel. Was die Boulevardblätter betraf, kam diese Geschichte direkt aus dem Alten Testament, und sie konnten sich darüber die Seele aus dem Leib moralisieren. Wenn die Schreiber den Rest kennen würden, diesen Teil eines Alptraums, würden sie wirklich verrückt spielen. Morrisy war stolz auf seine Geschicklichkeit beim Verhandeln mit der Presse, die er benützte, anstatt umgekehrt. Auch in diesem Fall würde es so sein, das hatte er sich vorgenommen. »Wie steht es mit Fingerabdrücken?«

»Dem Laborbericht zufolge sind sie zu verwischt, um als brauchbare Hinweise zu dienen.«

Morrisy lehnte sich im Stuhl zurück und sog Luft durch seine zweckentfremdete Pfeife; dabei gab er einen leisen, schlürfenden Laut von sich. Obwohl er das alte Meerschaumding nicht mehr angezündet hatte, seitdem ihm von seinem Arzt vor sechs Monaten das Rauchen verboten worden war, konnte er noch Tabak riechen und schmecken, wenn er durch den von Zähnen eingekerbten Pfeifenstiel atmete. Und in Gedanken konnte er doch noch den dumpfen, kupferartigen Gestank von Blut an der Verlane-Mordstelle riechen und sogar schmecken. Der Nikotingeruch half, diesen Gestank weniger abstoßend zu machen und hatte es sogar ermöglicht, daß Morrisy bereit war, an diesem Morgen ein großes Frühstück mit Eiern und Hafergrütze zu sich zu nehmen.

Er dachte an den Ehemann, René. Vielleicht hatte Waxman recht, und der Bursche kam als Mörder in Betracht. Er war eine gewichtige Persönlichkeit, aber wiederum nicht so einflußreich, daß Morrisy sich nicht an ihn hätte heranwagen können. Tatsächlich besaß er

genau die richtige Größe – einen beachtlichen Bekanntheitsgrad, aber nicht viele Möglichkeiten, über Karrieren zu bestimmen. Falls die Presse sachdienlich dirigiert – benützt – werden konnte ...

Was möglich sein würde. O ja, ganz gewiß.

»Bringen Sie mir die Aussagen der Personen, die sich im Foyer aufgehalten haben«, sagte er zu Waxman, »dann werden wir mit ein paar Leuten reden.«

Waxman bedachte ihn mit seinem hübschen Lächeln und ging hinaus in den Mannschaftsraum. Morrisy wußte, daß er den nicht als Polizeifahrzeug gekennzeichneten Wagen herbestellen würde, ehe er sich die Computerausdrucke über die Zeugenaussagen besorgte. Auf Waxman konnte Morrisy zählen. Sie bildeten ein leistungsfähiges Team, weil sie in vielem gleich dachten.

Teamarbeit – das war es, was nötig sein würde, um den Bastard zu entlarven, der die Verlanehure umgebracht hatte, überlegte Morrisy. Hier handelte es sich nicht um einen gewöhnlichen Mord.

Aber er, Morrisy, war auch kein gewöhnlicher Polizist. Das hatte er noch und noch bewiesen.

Er konnte es ein weiteres Mal beweisen.

Zuerst kommen die Zehen – ihnen folgt die Nase.

Marys Lehrer, Mel Holt, hatte ihr empfohlen, daran zu denken, wenn sie die Promenadeposition tanzte. Mel führte sie beim Tango und übte mit ihr die Drehungen am Ende des Promenadeschritts. Sie glitten über den glatten Holzboden. Ihr Rücken war gerade, ihr Becken vorgeschoben, die Knie leicht gebeugt; sie schmiegte sich eng an Mel, und ihr Körper reagierte auf jede seiner Bewegungen, als er sie mit langen, steifen Schritten vorwärts lenkte: langsam, langsam, schnell, schnell – und laaaangsam. Sie schloß ihre Tanzfigur, wirbelte graziös herum, um Mel beim zweiten langsamen Taktschlag ins Gesicht zu sehen, zog ein Bein schleppend nach, und ihr Rock schwang anmutig. Sie liebte den Tanz, doch den Tango liebte sie besonders.

Trotz einer knapp halbstündigen heißen Dusche vor dem Unterricht hatte ihre linke Seite anfangs weh getan, da, wo Jake zu grob hingelangt hatte. Doch nach dem Aufwärmen mit Swing und Foxtrott vor Kursbeginn verflüchtigte sich der Schmerz, und Mary bewegte sich locker und im Gleichklang mit der Musik – völlig im Takt.

An ihrer Arbeitsstelle hatte Victor, der Realist, heute morgen die dunkle Verfärbung unter ihrem linken Auge bemerkt. Er schüttelte den Kopf, so daß seine Drahtgestell-Brille die Nase hinunterrutschte und ihm diesen komischen Ausdruck verlieh. Er wußte, daß Jake wieder einmal Mary geschlagen hatte. Aber besser, wenn er sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmerte.

Als Mel sie eine Reihe von Drehungen vollführen ließ, blickte sie in die Spiegel, die an den Studiowänden angebracht waren. In Mels Armen sah sie eine mittelgroße, dunkelhaarige Frau mit einem schmalen, symmetrischen Gesicht – zart, aber nicht ohne Kraft. Sie war noch attraktiv, doch von einer Magerkeit, die, wie sie fürchtete, bald einen abgehärmten, harten Eindruck vermitteln mochte. Ihr schmaler Körper bewegte sich elegant – wenigstens glaubte sie das –, er neigte sich gerade anmutig zurück in einem corte, einem speziellen Tangoschritt. Mel schloß die Bewegung ab und führte sie in die Mitte der Tanzfläche. Falls er den bläulichen Halbkreis unter ihrem Auge bemerkt hatte, der momentan mit deckendem Make-up überschminkt war, hatte er jedenfalls nichts gesagt.

Mel würde auch nichts sagen – keiner im Romance Dance Studio würde ein Wort darüber verlieren. Derartige Kommentare hatten in dieser Welt nichts zu suchen.

Was sich die Schülerinnen hier erkaufen, war, unter anderem, eine sorgfältig gesteuerte, alternative Wirklichkeit.

Wieder eine Promenadewendung – Mary drehte ruckartig den Kopf. Beim Tango war der Kopf sehr wichtig.

Einen Augenblick lang betrachtete sie sich wieder im Spiegel, doch diesmal voller Überraschung, als sähe sie eine Fremde, die durch ein Fenster blickte. Ihr Mund bildete eine grimmige Linie der Konzentration, ihre dunklen Augen brannten. Dann glättete sie ihre Miene, wie es Leute vor Spiegeln zu tun pflegen. Mel, der große, äußerst gelenkige

Mel, lächelte abwesend, während er sie noch dichter an sich zog und sie gleich darauf in eine weitere Drehung und einen Schwenk wirbelte.

Wenn sie tanzte, vergaß sie Jake und alles – ausgenommen die Musik und Bewegung ... und Mel. Seit beinahe zwei Jahren tanzten sie zusammen, und manchmal spürte sie seinen führenden Arm schon, ehe der Kurs begann. Die Welt außerhalb des Studios war chaotisch und drohend, doch hier drinnen herrschten Gestaltungswille, Schönheit und die uralte Verschmelzung von Tanzfiguren und Anmut.

Die lateinamerikanische Musik riß plötzlich ab. Ein lauter, einfacher Viervierteltakt begann zu erklingen. Kevin, ein weiterer Lehrer, und seine Schülerin June fingen an, im Trippeltakt nach dem Stereotonband zu swingen.

»Oh, die Zeit ist sowieso um«, sagte Mel und trat einen Schritt von Mary zurück.

Sie wußte, daß er recht hatte. Die Wanduhr zeigte, daß Marys Unterrichtsstunde tatsächlich schon vor fünf Minuten hätte enden müssen.

Als Mary mit Mel die Tanzfläche verließ, bemerkte sie Kevin, wie er June eine Reihe von Drehungen unter dem Arm hindurch ausführen ließ. June war eine fünfzig Jahre alte Witwe, die ihre Figur durch eine Flüssigkeitsdiät wiedererlangt hatte und wie ein schlanker Teenager aussah. Sie schwebte von Kevin weg und kam dann mit Rock-Schritten in die Tanzposition zurück. Mary vermutete, daß June sich im Studio eingeschrieben hatte, um Männer kennenzulernen. Nun, das war nichts Schlechtes.

»Unsere nächste Stunde ist am Donnerstag?« meinte Mel, als sie auf den weichen Teppich traten.

Mary nickte. »Um neunzehn Uhr.«

Er grinste, hübsch und sorglos und so zu Hause in dieser Welt. »Bis dann.«

Sie wollte gerade weggehen, da drehte er sich um, und selbst das sah bei ihm so aus, als würde er tanzen. »Übrigens – haben Sie vor, nächsten Monat den Wettbewerb in Miami mitzumachen? Wir könnten Sie für ein paar Extrastunden eintragen und so vorbereiten, daß Sie perfekt sind.«

»Nein, nicht Miami«, erwiderte Mary. Sie hatte einen gutbezahlten Job, aber der Wettkampf war ungeheuer kostspielig. »Vielleicht Ohio im November«, erklärte sie Mel, der mit solch einem jungenhaft hoffnungsvollen Gesicht dastand, als habe er sie gerade zum Studentenball eingeladen.

Er schien niedergeschmettert zu sein. »Ach, es tut mir leid, daß Sie an dem Dancerama in Miami nicht teilnehmen können ...« Plötzlich hellte sich seine Miene auf. »Aber wir werden anfangen, für Ohio zu üben. Kann ich damit rechnen, daß Sie bestimmt dorthin kommen?«

Ein wenig verwirrt schüttelte Mary den Kopf. Sie mußte ihre Ersparnisse angreifen, wenn sie beim Ohio Star Ball in Columbus mitmachen wollte – es war der renommierteste Wettkampf, der im Land abgehalten wurde. »Ich werde es Sie wissen lassen, Mel. Ich muß meine Finanzen überprüfen.«

»Hey, das verstehe ich.« Er grinste erneut und drückte ihren Arm. »Bis zum nächstenmal, Mary.«

Noch immer lächelnd, wandte er sich von ihr ab.

Als Mary auf der Polsterbank Platz nahm, um ihre Tanzschuhe auszuziehen, flog die Tür auf, und Helen James kam herein, ihre Plastiktasche mit der Aufschrift »Showtime« unter dem Arm. Helen war eine leicht übergewichtige Frau in den späten Dreißigern mit einem fleischigen, süßen Gesicht und einem überentwickelten Busen. Sie war von einer Schönheit, die eher ihrer Haltung als ihrer Erscheinung entsprang – wie die jener üppigen Models, die Kleidung in Extragrößen vorführten.

Sie nickte Mary zu und setzte sich neben sie, um die Schuhe zu wechseln. »Kommen oder gehen Sie?«

»Ich gehe«, sagte Mary. »Gerade habe ich eine Privatstunde hinter mir.«

»Warum bleiben Sie nicht zum Gruppenunterricht?« fragte Helen. »Heute kommt Merengue dran.«

»Ich muß meine Mutter besuchen, sonst würde ich bleiben. Etwas Übung im Merengue könnte mir nicht schaden.«

»Uns allen nicht.« Helen schlüpfte in ihre schwarzen Tanzschuhe und stand auf, dann schaute sie auf Mary herunter. Ihre Augen verengten sich. Frauen, die sich gut kannten, wußten gegenseitig irgendwie über ihr Befinden Bescheid, wenn sie aufmerksam waren. Und Helen gehörte zu denen, die aufmerksam waren. »Sind Sie okay, Mary Mary?« Es war ihre Gewohnheit, Marys Namen liebevoll zu verdoppeln.

»Natürlich, alles bestens.«

»Es sieht so aus, als hätte jemand Sie geschlagen.«

»Nein«, erklärte Mary. »Das war es nicht.«

»Meine Tochter Ann ...«, sagte Helen, »ihr Exangetrauter hat sie ständig vermöbelt.«

»Warum?« fragte Mary. »Was hat sie getan?«

»Getan? Absolut nichts, um das zu verdienen. Er prügelte sie aus reinem Vergnügen. Und wenn sie ihn deshalb zur Rede stellte, erfand er einen Grund. Schließlich brachte er sie in die Klinik, und sie war so gescheit, ihn dann zu verlassen. Drei Jahre lang brauchte Ann eine Therapie, bis sie erkannte, daß alles nicht ihre Schuld gewesen war. Es klingt zwar komisch, aber so scheint das zu funktionieren. Es ist wirklich ein Machtkampf, etwas, das in einigen Männern drinsteckt, als sei es hormonabhängig.«

»Die Typen sollten sich besser kontrollieren und diese Denkungsart aus ihrem Hirn verbannen – oder professionellen Beistand suchen.«

»Männer ändern sich nicht, Mary Mary. Niemals! Sie können sich dir gegenüber den Hintern weglügen, aber sie ändern sich nicht.«

»Mit mir hat das alles nichts zu tun«, sagte Mary. Und es hatte auch nichts mehr mit ihr zu tun – für immer und ewig. Sie hatte Jake aus ihrem Leben ausgeschlossen.

»Natürlich nicht. Hey, haben Sie das gesehen?« Helen hob eine zusammengefaltete Zeitung hoch, die auf dem Tisch neben der Bank lag. »Dieses Mädchen, dem man in New Orleans den Hals durchschnitten hat, war in einem Tanzwettbewerb, den ich mir in Chicago angeschaut habe. Ich erinnere mich an sie, weil sie ein grellrosa Kleid trug, als sie den ersten Preis im Cha-Cha-Cha gewann.«

Mary las die kurze Notiz über eine Frau, die man an einer einsamen Stelle ermordet aufgefunden hatte. Ihr Foto erschien über der einfachen Unterschrift: »Opfer.« Sie war eine hübsche, dunkelhaarige Person von ungefähr dreißig Jahren und hieß Danielle Verlane. Daß sie eine Tänzerin gewesen war, wurde nicht erwähnt.

»Sind Sie sicher, daß es dieselbe Frau ist?« fragte Mary.

»O ja. Ich erinnere mich an ihren Namen, weil er recht ungewöhnlich ist. Sie tanzte auch einen fetzigen Tango. Ja, man weiß nie, was passieren wird, wie? Ich meine, vielleicht hat ihr Mann ihr das angetan, hat angefangen, sie zu schlagen – Klapse aus Liebe oder irgend so ein Scheiß, und dann geht es zu weit. So etwas geschieht.«

»Gott, nein!« rief Mary. »Das ist verrückt. Und wenn es wirklich so war, wird die Polizei es herausfinden.«

»Der Frau wird es jetzt aber nicht mehr viel nützen, oder?« Helen versuchte einen Rumbaschritt und grinste.

Zugluft strich um Marys Knöchel, als drei weitere Schüler – zwei Männer und eine Frau – sich durch die Tür schoben. Bei den Männern handelte es sich um Curt und Willis. Curt war ein Zweihundert-Pfund-Typ, der seit sechs Monaten Unterricht nahm und sich ständig entschuldigte, weil er seinen Partnerinnen auf die Zehen trat oder falsch führte. Willis war ein drahtiger, kleiner, grauhaariger Mann, der beinahe so gut wie ein Profi tanzte. Er wollte mit seiner Lehrerin Brenda nach Miami gehen und würde vermutlich mit einem Preis zurückkehren. Als dritte war Lisa Burrows hereingekommen, eine große, knochige Zwanzigjährige, die Mary an ein schönes, reinrassiges Rennpferd erinnerte. Lisa tanzte schon seit mehreren Jahren, doch in diesem Studio war sie erst seit ungefähr einem Monat. Mary kannte sie nicht sehr gut.

Eine allgemeine Begrüßung erfolgte, und Lisa und Willis setzten sich hin, um die Schuhe zu wechseln. Curt tanzte in Lederstraßenschuhen, was einen Teil seines Problems ausmachte. Lisa begann die Wildledersohlen ihres Übungspaares heftig mit einer Bürste zu bearbeiten, um das Material gleitfähiger zu machen. Die Muskeln ihrer dünnen Arme traten hervor wie die eines Mannes.

»Erinnern Sie sich an ein Mädchen namens Danielle, das den Wettbewerb in Chicago mitmachte?« fragte Helen.

Willis schüttelte den Kopf und beobachtete Lisa beim Bürsten ihrer Schuhsohlen – oder vielleicht studierte er ihre unwahrscheinlich langen Beine. Schusch! Schusch! machte die Bürste, und winzige Lederfusseln flogen herum. Lisa schien Willis' interessiertem Starren tatsächlich nicht zu bemerken, was ihn offenbar noch mehr fesselte.

»Nun, sie wurde in New Orleans ermordet«, sagte Helen.

Lisa reichte Willis ihre Bürste für seine Schuhe und fragte: »Was hat sie in New Orleans gemacht?«

»Sie lebt ... lebte ... dort.«

»Ich war einmal da, am Fastnachtsdienstag.«

Schusch! Schusch! »Wie wurde sie ermordet?« wollte Willis wissen.

»Helen meint, daß es ihr Mann war«, sagte Mary.

Willis zuckte mit den Schultern. »Also, das ist üblicherweise der Schuldige – der Ehemann des Opfers.« Schusch! »Das reicht jetzt.« Er gab Lisa die Bürste zurück.

»Oder der Liebhaber«, stellte Helen fest und sah Mary an.

»Das ist dasselbe.«

Lisa schnaubte, und bei ihr klang sogar dieser Laut sinnlich.

Zwei weitere Tanzbegeisterte, Jean und Marci, die sich bei der Fahrt ins Studio abwechselten, kamen plaudernd und lachend herein. Plötzlich schwiegen sie, nickten kurz und sahen sich nach einer Sitzgelegenheit um. Mary erhob sich und machte ihren Platz auf der Bank frei.

Larry, ein Lehrer, stürmte lächelnd aus dem Büro. »Ist jeder für den Merengue bereit?« fragte er und klatschte in die Hände. Begeisterung war seine Masche.

»Wir sind für alles bereit«, sagte Lisa. Willis starrte sie an.

»In Ordnung, los, auf das Parkett, Leute. Bleiben Sie, Mary?«

»Nein, ich muß noch wohin.«

»Ah, neieiein! Das müssen Sie nicht! Bleiben Sie doch da!«

»Es tut mir leid, Larry, ich muß sausen.«

»Achch!« Dann schien er seine heftige Enttäuschung abzuschütteln; schließlich würde das Leben für ihn weitergehen. »Okay, wer auch immer mitmacht, lassen Sie uns beginnen!« Mit einem Hüftschwung in kubanischer Manier tänzelte er im Merengueschritt zur entfernten Seite der Tanzfläche hin. Die Schülerinnen und Schüler folgten ihm.

»Geben Sie auf sich acht, Mary Mary!« rief Helen über die Schulter, dann stellte sie sich mit den anderen in einer Reihe auf.

Mary, die ihre Tanzschuhe in ihre Nylontasche gepackt hatte, ging zur Tür; dabei wiegte sie den Körper leicht zum Rhythmus der lateinamerikanischen Musik, die nun aus den Lautsprechern drang. »Das Gewicht auf dem gebeugten Bein!« rief Larry laut. »Bravo, Mädchen, Helen! Schööön!«

Mary stieß die Tür auf und trat in einen kühlen, feinen Sprühregen hinaus – die wirkliche und gleichgültige Welt begrüßte sie mit einem Schlag ins Gesicht.

Ehe Mary in ihren gelben Honda Civic kletterte, hielt sie die Autotür offen, so daß das Innenraumlicht nicht ausging; dann schaute sie in den rückwärtigen Teil des kleinen Wagens. Eine Frau, die allein war, mußte vorsichtig sein. In den Nachrichten oder sonstwo hatte sie gehört, daß weibliche Wesen von Männern angegriffen wurden, die sich hinter den Vordersitzen versteckt hielten. Auf einsamen Straßen machten sich die Verbrecher dann bemerkbar, indem sie der Fahrerin den Arm um den Hals legten ... ihr ein Messer an die Kehle setzten ...

Heute nacht war kein messerschwingender Irrer in Sicht. Aber Mary hatte auch nicht wirklich einen erwartet. Solche Storys entstammten meistens Gerüchten und wuchsen sich dann zu Stadtlegenden aus.

Als sie losfuhr, blickte sie in den Rückspiegel und glaubte, eine schattenhafte Gestalt hinter ihrem Wagen vorbeihuschen zu sehen – ganz nahe. Obwohl sie überrascht war, verspürte sie keine Furcht. Sie gab nur Gas und ließ sofort alle Gefahr hinter sich, ganz

gleich, ob echte oder eingebildete.

Natürlich eingebildete, dessen war sie sicher, als sie vom Parkplatz nach links in die hell erleuchtete Hauptstraße einbog.

Eingebildete Gefahr.

Stadtlegende.

Sie drehte das Radio an und genoß die Musik.